

Einsame neue Welt? Einsamkeitsmythos und Alltagspraxis - kulturwissenschaftliche Anmerkungen zur Internetnutzung

von Almut Sülzle (Furtwangen)

Der Topos "Einsamkeit" als Ausdruck kommunikativer und sozialer Verarmung ist ein wichtiger thematischer Bezugspunkt technikkritischer, kulturpessimistischer Diskurse, die jede medientechnische Neuerung begleiten. Schon der Buchdruck, das Telefon und das Kino standen in der Anfangszeit ihrer massenhaften Durchsetzung in dem Ruf, Einsamkeit zu produzieren (vergl. Eckert/Winter 1987). Auch der Diskurs um die gesellschaftlichen "Auswirkungen" des Internets wird immer wieder stark von Gefahren wie Sucht, Informationsüberflutung und Einsamkeit bestimmt. Im Moment ist die vielbeschriebene Internet-Selbsthilfeseite "onlinesucht" zwar wieder geschlossen und Beiträge in Funk und Fernsehen zum Thema Einsamkeit und Sucht sind inzwischen seltener geworden. Aber selbst wenn sich die öffentliche Diskussion zur Zeit mehr der "Globalisierung" und den ökonomischen Aspekten ("e-Commerce, e-Business, ..., e-Everything") des Netzes zuwendet, bleibt der Topos "Einsamkeit in der virtuellen Welt" weiterhin jene kulturpessimistische Perspektive, die die Auseinandersetzung mit "alten" wie "neuen Medien" strukturiert.

Das Internet und vor allem das sogenannte Chatten rufen in diesem Zusammenhang nach wie vor das Bild allein vor dem Computer sitzender, bleichgesichtiger Männer hervor. Dieses Klischee steht für die immer wieder vermutete Einsamkeit in der postmodernen, globalisierten Gesellschaft, die durch moderne Technologien beschleunigt und individualisiert wird. Der Preis dieser technischen Veränderungen scheint notwendigerweise Kommunikationsarmut und Vereinsamung zu sein. Solchen medialen Diskursen stehen empirische Befunde gegenüber, dass die Netzkommunikation vorrangig dazu genutzt wird, bestehende soziale Kontakte zu intensivieren und neue Kontakte aufrecht zu erhalten (vergl. Döring 1999, Schönberger 1999b). In einer Zeit, in der Termini wie "Datenautobahn" oder "Informationsgesellschaft" Leitbegriffe einer oberflächlichen Beschreibung gesellschaftlicher Veränderungen sind, bleibt es ungeachtet dessen eine wichtige Aufgabe, mit einem detaillierten Blick auf die Menschen, ihren Alltag und die Vielfalt ihrer Nutzungspraxen zu zeigen, dass Veränderungen im Medienkanon nicht simplifizierend für gesellschaftliche Entwicklungen oder Verhältnisse verantwortlich gemacht werden können.

Es ist nicht die Frage warum die "Neuen Medien" die Kultur und "die Menschen" verändern, sondern wie Medien in Alltag und Kultur eingebunden werden. Mit Joachim Höflich gehe ich davon aus, dass Medieneigenschaften "nicht objektiv gegeben, sondern sozial konstruiert" (Höflich 1998: 52) sind. Um diese kulturelle Konstruiertheit von Medien nicht aus dem Blick zu verlieren, ist es notwendig, die Nutzung von Medientechnologien im Rahmen gesellschaftlicher Macht- und Dominanzverhältnisse zu sehen und sie gleichzeitig im Kontext bestehender sozialer Beziehungen zu betrachten (vergl. Klaus 1997).

Medien, Einsamkeit und Geschlecht

Der Diskurs um "Einsamkeit in der Mediengesellschaft" beinhaltet eine Geschlechterkomponente, die vor allem in den verwendeten Bildern sichtbar wird. Vereinfacht formuliert, weisen

die Klischees Männern die Position der Vereinsamenen zu. Frauen sind in diesem Entwurf die Opfer der gesellschaftlichen Veränderung: Ihre Männer und Söhne wenden sich von ihnen ab, sie werden vom Computer aufgesogen, und in der Folge davon vereinsamen die Frauen ebenfalls.

Beiden Geschlechtern wird in diesem Diskurs die Vereinsamung prophezeit. Männer bekommen den techniknahen, Frauen hingegen den technikfernen Part zugeschrieben. Die konstruierten Dichotomien "Natur - Technik" und "Frau - Mann" haben dazu geführt, dass Frauen von Technik weitgehend ausgeschlossen waren und auch heute noch an der Entwicklung neuer (Informations-)Technologien kaum beteiligt sind (vergl. Buchner-Fuhs 1998; Herring 1997). Sie haben also nur die Wahl, sich entweder eine bereits männlich besetzte Technik anzueignen oder sich der Technik zu verweigern. Diese Verweigerung lässt sich einerseits als Kritik an patriarchalen Zumutungen verstehen, andererseits merkt Valerie Frissen zu Recht an: "women are sometimes so much opposed to information technology that they are unable to see the creative potential the machine has" (Frissen 1992: 45).

Im weiteren Verlauf dieses Artikels werde ich zwei Internetnutzerinnen vorstellen, an deren Beispiel sich zeigen lässt, wie und in welchen Zusammenhängen Anwenderinnen neuer Kommunikationstechnologien Geschlecht thematisieren, wie sie das kreative Potential dieser Technik für sich nutzen und inwiefern das Thema Einsamkeit in ihrem Alltag eine Rolle spielt.

Die Technik als Akteurin

Die These, Neue Medien verursachen Einsamkeit, stützt sich auf bestimmte Vorannahmen in Bezug auf menschliches Verhalten, Medien und vor allem das Zusammenspiel von Menschen und Mediennutzung.

Neben den Medien selbst werden der "Zerfall der Familie" und die "Individualisierung" der Gesellschaft für zunehmende Isolation verantwortlich gemacht.

Einsam in der Welt der tausend Möglichkeiten. Die technischen Neuerungen zwingen uns zwar zur permanenten globalen Kommunikation, aber der Plausch mit der Nachbarin im Treppenhaus verschwindet zugunsten unpersönlicher und kalter Online-Chats. Die Zahl der Singles wächst ständig und immer mehr Menschen legen immer weitere Strecken alleine in ihrem Auto zurück, um von ihrem Arbeitscomputer an den Heimbildschirm zu wechseln, sie ziehen ihr Geld aus dem Automaten und menschliche Wärme aus soap operas. Die virtuelle Welt ersetzt immer mehr reale Freundschaften, und Online-Flirts werden wegen ihrer Unverbindlichkeit realen Familienbeziehungen vorgezogen.

So oder so ähnlich wird unsere Zukunft häufig dargestellt. Auch wissenschaftliche Literatur greift immer wieder auf ähnliche Thesen zurück. Exemplarisch für diese Sichtweise sei hier Barbara Mettler-Meibom zitiert. Sie vertritt die These: "Die Anwendung von Computern hat kommunikationszerstörende Wirkungen" (Mettler-Meibom 1990: 66f.). In den Kommunikationsmedien sieht sie einen "Ersatz für zwischenmenschliche Kommunikation" (ebd., 82). Und ihr zunehmender Gebrauch führt ihrer Meinung nach dazu, dass "wir nicht mehr die Kraft haben, die Nähe zu anderen Menschen als Kommunikationspartnern zu wagen" (ebd., 83). Diese Vorstellung bedient sich aus einem Pool immer wiederkehrender Grundannahmen, die unterschiedlich kombiniert werden. Diese Grundannahmen gehen von wenigen in Variati-

onen immer wiederkehrenden Aprioris aus. Grundlegend für Einsamkeitsprophezeiungen ist die Behauptung von der Kanalreduktion, die den Wegfall einzelner Kommunikationskanäle (Gesten, Geruch usw.) als eine Verarmung und Entleerung der menschlichen Kommunikation bewertet.

Die Vorstellung von zunehmender Vereinsamung unserer Gesellschaft basiert zudem auf der Grundannahme, dass die Nutzung neuer Medien, die als höherwertig angesehene Face-to-Face-Kommunikation verdrängt. Die VertreterInnen der Substitutionsangst berücksichtigen jedoch nicht, dass Medien (z.B. E-Mail oder Telefon) häufig dazu genutzt werden, Treffen zu vereinbaren und Kontakte aufrecht zu erhalten. Die Aussage ‚Computer machen einsam‘ setzt außerdem voraus, dass Technik auf Menschen einwirkt. Die Einsamkeitsthese geht zurück auf eine technikdeterministische Sichtweise (vergl. Höflich 1998), die in gewisser Weise die Technik zur Akteurin macht und den AnwenderInnen damit ihre Handlungsspielräume abspricht, indem sie Subjekte als den prognostizierten Wirkungen des Mediums hilflos ausgesetzt begreift. Gemeinsam ist diesen Aussagen die Gleichsetzung von Einsamkeit mit physischem Alleinsein, eine Annahme, die aber zu hinterfragen ist: Einsam ist, wer sich einsam fühlt, und dieses Gefühl kann innerhalb der Familie, im Fußballstadion oder bei einem Spaziergang auftreten. Wer Einsamkeit innerhalb der Gesellschaft an hohen Scheidungsraten und hohen Online-Rechnungen festmacht, bezeugt damit eher einen wertkonservativen Widerwillen gegen gesellschaftliche Veränderungen, als die Sorge um das Wohlergehen der Mitmenschen. Solche Pauschalisierungen verhindern zudem eine detaillierte Kritik an einzelnen Entwicklungen, wie z.B. der Verschärfung von Arbeitsbedingungen auf einem „flexibilisierten“ Arbeitsmarkt.

Technikdeterministische Ängste über Kanalreduktion und Substitution finden sich im historischen Rückblick in jeder Auseinandersetzung um technische Neuerungen. Dagegen ist die Bezeichnung „virtuell“ den Neuen Medien vorbehalten. Indem z.B. E-Mail-Kommunikation als virtuell bezeichnet wird, wird sie als weniger ‚echt‘ und damit als weniger wertvoll dargestellt. Ich halte es für notwendig, die Dichotomie zwischen Face-to-Face (als real) und virtuell (als technisch vermittelt) aufzulösen, obwohl dieses Begriffspaar in der Alltagssprache wie auch in den dominanten Diskursen als Gegensatzpaar verwendet wird. So finden sich z.B. in der Berichterstattung der Printmedien über Chats beinahe unausweichlich Formulierungen wie „virtuelle Gespräche“ oder „virtuelle Freunde“, die darauf abzielen, die „wirkliche“ Welt von der „virtuellen“ sprachlich zu trennen. Ein Großteil der techniksoziologischen Literatur stellt direkte interpersonale Kommunikation als Idealsituation oder als natürlich dar.¹ Es wird dabei eine Dichotomie zwischen „natürlicher“ Face-to-Face Kommunikation und „unnatürlicher“ technisch vermittelter Kommunikation hergestellt. Allerdings ist der Inhalt einer technisch vermittelten Kommunikation, z.B. ein Versprechen den Einkauf zu übernehmen oder eine Terminabsprache, ebenso real wie ein Gespräch unter vier Augen.

Die Einsamkeitsthese macht mit den oben beschriebenen Argumentationen technische Entwicklungen für gesellschaftliche Veränderungen verantwortlich. Implizit beziehen die AutorInnen sich dabei auf Vorstellungen, wie Beziehungen „natürlicherweise“ zu sein habe. Bei

¹ Vergl. Döring (1999: 242), die ähnliches beobachtet hat: „Obwohl sich in der CvK [Computer vermittelte Kommunikation]-Diskussion kulturalistische Argumentationslinien finden lassen, scheinen technikdeterministische Sichtweisen zu dominieren“.

genauerem Hinsehen entpuppt sich der damit verbundene Gegenentwurf zur immer weiter technisierten und vereinsamenden Gesellschaft als "sozialromantische" Vorstellung der klassischen heterosexuellen Kleinfamilie (vergl. Döring 1994).

Netznutzung im Alltag

Es kann im Folgenden nicht darum gehen, die Einsamkeitsthese zu widerlegen, um ein Stereotyp durch ein anderes zu ersetzen. Ich plädiere vielmehr dafür, Generalisierungen aufzubrechen und statt dessen die Wechselwirkungen von technischen Entwicklungen einerseits und Mediennutzung andererseits als "alltagsweltliche Symbiose von technischen und kulturellen Entwicklungen" (Braun 1993: 78) zu beschreiben. Qualitative empirische Studien tragen dazu bei, ein detailreiches Gesamtbild der Nutzung von Neuen Medien zu zeichnen, indem sie Wirkungszusammenhänge nicht voraussetzen, sondern Medienverwendung aus der Perspektive der NutzerInnen beschreiben. Um falschen Verallgemeinerungen und klischeebeladene kulturpessimistische oder technikeuphorische Darstellungen von Mediennutzung und Wirkungszusammenhängen zu vermeiden, empfiehlt Stefan Beck (Beck 2000: 10) nach Ulrich Gumprecht die "Mühen der Ebenen", also detaillierte ethnographische Beschreibungen der Aneignung und des Umgangs mit Medien.

Das Tübinger DFG-Projekt "Zur Transformation der Alltagsbeziehungen von Internetnutzern" näherte sich diesen Fragen mittels einer qualitativen Studie, die im wesentlichen auf 30 problemzentrierten Interviews mit Männern und Frauen unterschiedlicher Bildungsgrade basiert. Befragt wurden Personen, die das Internet zu Hause privat nutzen und die nicht in der Computerbranche arbeiten. Ich beziehe mich im Folgenden auf Interviews und Ergebnisse aus diesem Forschungsprojekt.²

Mit Herbert Kubicek und Ulrich Schmid gehe ich davon aus, dass Medien nach sozial konstruierten Regeln genutzt werden. Daher sind neue Medientechniken und Angebote "in bestehende soziokulturelle Arrangements einzubetten" (Kubicek/Schmid 1996: 10).

Anhand von zwei Porträts möchte ich ein verstehendes³ (wenn auch notwendigerweise stark verkürztes) Bild der ausgewählten InterviewpartnerInnen und ihrer Lebenswelt skizzieren. Darin soll sowohl ihr Alltag als auch ihre Nutzungsweise der "alten Medien" Platz finden, denn nur aus diesem aufeinander bezogenen Geflecht von Alltag und Mediengebrauch lassen sich Aussagen über das Neue oder Andere in der Nutzung neuer Medien treffen.

Hausfrau Clara H. empfindet den Computer als "gemütlich" und nutzt ihn, um sich innerhalb der Familie eine private Nische zu schaffen. Anwaltsgehilfin Corinna K. ist im Erziehungsurlaub und nutzt Chat, um die häusliche Sphäre zu verlassen, ohne dabei aus dem Haus gehen

² Das Projekt wurde unter der Leitung von Prof. Dr. Bernd Jürgen Warneken von 1997 bis 2000 am Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft der Universität Tübingen und dem Forschungsinstitut für Arbeit, Technik und Kultur (FATK), Tübingen, durchgeführt. Die Interviews führte Dr. Klaus Schönberger, als studentische Mitarbeiterin war ich an der Vorbereitung und Auswertung beteiligt. Eine abschließende Publikation ist in Vorbereitung. Erste Ergebnisse wurden von Schönberger zwischen 1998 und 2001 veröffentlicht. Vergl. URL: <http://max.lui.uni-tuebingen.de/fp/index.html>.

³ Die Auswertung der Interviews lehnt sich methodisch an Bourdieus Konzept des Verstehens an, er fordert die SozialwissenschaftlerInnen dazu auf, den Blick zu schärfen für die "quasi unendlichen Subtilitäten der Strategien, die die gesellschaftlichen Akteure in ihrem gewöhnlichen Alltagsleben anwenden" (Bourdieu 1997: 779).

zu müssen. Ausgehend von den Porträts⁴ dieser beider Frauen beschreibe ich, wie sie die Nutzung technisch vermittelter Kommunikation in ihren Alltag integrieren. Aus der Vielzahl an InterviewpartnerInnen habe ich diese zwei Frauen ausgewählt, da sie auch aufgrund ihres Alters (Clara H. ist 46 Jahre alt) und dem Grad der formalen Bildung (Corinna K. hat kein Abitur), mit Blick auf die NutzerInnen-Demographie als "untypische", weil nicht durchschnittliche, NutzerInnen anzusehen sind.⁵ Gleichzeitig stehen die beiden beispielhaft für die Vielfalt an Nutzungsstilen, die wir bei unseren InterviewpartnerInnen beobachten konnten.

Clara H: Netzkommunikation als Selbstbestätigung, Distinktion und Rückzugsbereich

Clara H. (46) bezeichnet sich selbst als Hausfrau. Sie ist verheiratet, Mutter von vier Töchtern und lebt in einer bayerischen Großstadt. An zwei Tagen in der Woche arbeitet sie als Gymnasiallehrerin. Ihr Mann ist Arzt. Das Internet nutzt er nicht. Clara H. hat sich E-Mail zugelegt, um am "Familienleben teilzunehmen".⁶ Inzwischen ist auch ihre Mutter vernetzt und die Familienmitglieder aus drei Generationen stehen miteinander in regelmäßigem E-Mail-Kontakt.

Clara H. ist neuen Medien gegenüber sehr aufgeschlossen, der Umgang mit der Technik macht ihr offensichtlich Spaß. Neben Telefon und E-Mail nutzt sie auch ein Faxgerät und ein Handy. Die Arbeitserleichterung, die ihr diese Kommunikationsmittel aufgrund ihrer Geschwindigkeitsvorteile verschaffen, empfindet sie als sehr angenehm. Den einzelnen Geräten ordnet sie in ihrem Alltag bestimmte Zuständigkeitsbereiche zu. Das Telefon steht für sie "immer noch an erster Stelle". Sie telefoniert viel, und es ist für sie selbstverständlich, auch vom familiären Ferienhaus in Italien aus lange Telefonate zu führen. Im Gegensatz zu dem eher offiziellen Fax ist für sie E-Mail dem Privatbereich zugeordnet: "Und E-Mail ist dann die private Post, die es eigentlich [vorher] fast nicht gab". Beim Vergleich mit Briefen zeigt sich für Clara H. der Vorteil der computervermittelten Kommunikation:

"Durch diese Chance, auf diesen Knopf zu drücken, und dann geht das Ding weg, schreibe ich viel mehr Briefe als früher, ja das ist schon so, anstatt dass ich dann alle Geschwister anrufe, durch so eine E-Mail, die alle erreicht, das ist toll".

Durch E-Mail hat sie im Vergleich zu anderen Kommunikationsarten die Chance, mehr Kontakte aufrechtzuerhalten, denn dadurch hat sie das "Schreiben von Null auf überhaupt" gesteigert.

Nicht nur ihre Geschwister nutzen E-Mail, auch in ihrem Freundeskreis ist Netzkommunikation inzwischen verbreitet, jedoch nicht unbedingt selbstverständlich, was Clara H. eine Mög-

⁴ Die Porträts sind in gekürzter Form meiner Magisterarbeit (Sülzle 2000) entnommen.

⁵ Die jüngeren Männer mit gehobener formaler Bildung sind im Netz immer noch überdurchschnittlich stark vertreten, sie sind jedoch nicht mehr unter sich. Der Frauenanteil (momentan ca. 40%) steigt stetig und ist dabei, sich an die soziodemographische Verteilung anzugleichen. Dagegen hat es den Anschein, dass sich der Zugangsunterschied Bildung weiter erhält: 86 % der HochschulabsolventInnen besitzen einen Onlinezugang. Demgegenüber verfügen erst 7,5 % der Bevölkerungsgruppe mit Volksschulabschluss über einen Onlinezugang (vergl. von Eimeren/Gerhard 2000).

⁶ Ihre beiden Schwestern und ihr Bruder hatten zu diesem Zeitpunkt bereits E-Mail, die vier Geschwister besitzen zusammen ein Ferienhaus in Italien, dessen Betreuung und Verwaltung sie per E-Mail organisieren. Zu ihrem Selbstverständnis, für ihre Familie die Verwandtschaftskommunikation aufrechtzuerhalten (vergl. Schönberger 1999a).

lichkeit zur Distinktion verschafft. E-Mail ersetzt für sie "das Briefe Schreiben bei den normalen Leuten". Ihre Bekannten und Freunde leben hauptsächlich in ihrer Stadt: "[Da] könnte ich genauso gut anrufen". E-Mail ist "lustig", weil es etwas Besonderes ist. "Irgendwie hat für mich das E-Mail auch was, im Moment ist es halt auch ein Grüppchen, und das ist lustig, sich zu schreiben". Vor allem vor dem Hintergrund, dass sie sich als Hausfrau und Mutter versteht, ist sie stolz auf ihre Internetnutzung, "also das ist dieser Flirt mit dem E-Mail, [...das] privat zu haben, ja als Hausfrau und Mutter". Um Vorurteilen zu widersprechen, dass Frauen ab einem bestimmten Alter nichts mit neuen Medien anfangen können, würde sie ihre E-Mail-Adresse gerne auf ihre Visitenkarten drucken und empfindet es allgemein als ein "Wohlgefühl [...], bei den Neuen Medien dabeizusein".

E-Mail ist für Clara H. eine gute Möglichkeit, tagsüber für ihre Familie da zu sein und abends die Kontakte zu FreundInnen und Verwandten zu pflegen. Für sie hat die Nutzung eher privaten Charakter, sie findet den Computer "ganz gemütlich", er hat in ihren Augen "nichts Kaltes". Folgerichtig steht ihr Computer im Schlafzimmer, dem einzigen Raum, in dem sie Ruhe vor dem Familienalltag hat:

"Wenn ich mich ganz oben in den zweiten Stock verziehe, dann ist da erst mal viel mehr Ruhe als hier, wenn ich an meinem Schreibtisch hier unten einen Brief schreibe, wo alle zwei Minuten irgendeiner reinkommt oder irgendwie Hunger hat oder was will, und das ist dann auch so eine Insel manchmal, hat aber vielleicht auch was mit Großfamilie zu tun".

Clara H. verbindet "angenehme Dinge" mit dem Computer: "Selbst wenn ich die Steuern manchmal reinschreiben muss, aber ich kann nicht sagen, dass ich keine Emotionen äußern könnte, nur weil das Tasten sind". Unangenehme Kontaktaufnahmen, die sie möglichst schnell beenden möchte, erledigt sie lieber am Telefon. Sie empfindet E-Mail als privater, da es sich in ihrem "gemütlichen" Bereich von Familie und privaten Kontakten abspielt. E-Mail ist für sie: "etwas sehr Persönliches, weil das ist sozusagen meine Direktkontaktadresse". Damit hat sie sich einen persönlichen Kommunikationsbereich innerhalb des Hauses geschaffen, der im Gegensatz zum Telefon nur von ihr genutzt wird. Als Kunstlehrerin hat sie aufgrund eines Europaprojektes Kontakte zu Kolleginnen im Ausland. Diese beruflich motivierten Kontakte nimmt sie (vielleicht unterstützt durch das Medium) als privat wahr. Weitergehende berufliche Kontakte würde sie jedoch gerne in die Schule verlegen. Sie versucht also, die Privatheit ihres eigenen Computers zu schützen, auch wenn die Kommunikationsform E-Mail inzwischen in ihren Beruf Einzug gehalten hat.

Corinna K.: Netzkommunikation als Handlungserweiterung

Die 26-jährige Anwaltsgehilfin Corinna K. ist zum Zeitpunkt des Interviews im Erziehungsurlaub. Sie wohnt gemeinsam mit ihrem Mann (Schlosser) und dem zweijährigen Sohn in einem Dorf nördlich von Stuttgart. Sie interessierte sich schon als junges Mädchen für Computer und besaß bereits als Zwölfjährige einen eigenen Rechner. Auch für das Internet begeisterte sie sich lange bevor sie sich Modem und Anschluss leisten konnte. In ihrem gesamten Bekannten- und Verwandtenkreis hat keine Frau einen Internet-Zugang. Corinna K. schätzt sich gegenüber Frauen, die das Internet nicht nutzen als "umfassender interessiert ein". Den Großteil ihrer Online-Zeit verbringt sie mit Chatten. Dabei wählt sie meist Chatrooms, die sich mit ihren Hobbies Formel Eins und Star Trek beschäftigen. In ihrer momentanen Le-

benssituation beschreibt Corinna K. die Möglichkeit der Kontaktaufnahme von zu Hause aus als ideal:

"Ich kann quasi bei meiner Familie bleiben und mich trotzdem unterhalten und zweitens: Ich geh nicht irgendwo hin und laber' wildfremde Leute an. Ich bin bestimmt nicht kontaktscheu, [...] aber das ist nicht so einfach".

Die Anwaltsgehilfin sieht die besondere Kommunikationssituation, in der man sehr schnell Kontakt bekommen kann, als Vorteil: "Man setzt sich hin, schaltet ein und zwei Minuten später hat man mit irgendwelchen Leuten Kontakt". Die 26-jährige hält sich wegen ihres kleinen Sohnes viel im Haus auf, und auch ihre Hobbys (Stricken, Basteln) finden in der Wohnung statt. Sie ist dem Chatten gegenüber sehr positiv eingestellt, erwähnt aber auch die Gefahren, die mit dem Internet verknüpft sein sollen:

"Also bei manchen ist es wohl so, dass sie ihre anderen Freizeitaktivitäten vernachlässigen wegen dem Computer, bei mir ist es gerade andersrum, [...] wenn ich jetzt eben nicht rausgehen kann, um mit Leuten zu reden, dann rede ich halt über den Computer mit den Leuten. Das ist auch nicht schlecht."

Neben "Brieffreundschaften" mit Chatbekanntschaften hat Corinna K. E-Mail-Kontakt zu drei Männern aus ihrem Bekanntenkreis, die alle in der näheren Umgebung wohnen. E-Mails schreibt sie ihnen zum Spaß und hängt oft noch eine Bilddatei an. Ihr E-Mail-Verhalten unterscheidet sich, je nachdem, ob sie den/die KommunikationspartnerIn online oder offline kennengelernt hat. Den 'Real Life'-Kumpels schickt sie kurze "Schwachsinnsmails", z.B. Witze oder Bilder, während sie mit den Chatbekanntschaften "richtige Brieffreundschaften" verbindet, die, verglichen mit den Brieffreundschaften ihrer Jugend, genauso "gute und intensive Freundschaften" sind. Auch die Themen des Austausches unterscheiden sich:

"Die [Offline-]Bekanntes, die ich habe, das, was ich mit denen bespreche, das ist dann schon in Ordnung, wenn ich es mit denen besprochen habe. Und mit den Leuten im Internet bespreche ich dann schon was ganz anderes, weil ich will ja was Zusätzliches, nicht das gleiche noch mal".

Beim Chatten hat sie inzwischen einen festen Freundeskreis gefunden, eine "Clique", bei der sie zwei- bis dreimal die Woche "vorbeischaut":

"Das hat sich mittlerweile zu einer Clique formiert. Die Leute, die da drin sind, da kommt eigentlich auch fast nie jemand neues dazu, also wir kennen uns alle und das ist wirklich wie eine Clique, also wie wenn man sich jetzt so öfters mal zum Stammtisch trifft".

Telefonieren macht ihr "fast noch mehr Spaß" als Netzkommunikation, denn telefonisch "kann man natürlich noch mehr rüberbringen", es geht schneller und die "direkte Antwort" führt dazu, dass sie "doch viel mehr [von sich] erzählt". Mit ihrer Mutter und ihrer Schwester, die beide im Nachbarort wohnen, telefoniert sie nahezu täglich: "Meistens dann tagsüber, wenn es mir langweilig ist, wenn der Kleine im Bett liegt oder so, und ich alles gemacht habe, und dann setze ich mich hin und dann: Telefon!" Telefonieren ist (genau wie das Chatten) für Corinna K. eine kommunikative Belohnung für erledigte Arbeiten.

Chat als Projektion zur Distinktion

Während Corinna K. im Chat eine für sich sinnvolle Nutzung sieht, grenzt sich der Großteil unserer InterviewpartnerInnen von Chats (als einfachste Möglichkeit, neue Bekannte zu finden) ab, und bewerten diese Form der Kommunikation als "pubertär". Die Ablehnung des Chattens wird von Frauen und Männern ähnlich begründet, wobei einige Männer besonders starke Abgrenzungen formulieren. Der Sozialwissenschaftler Prof. Helmut H. (50 J.) ist bereits sehr lange mit dem Netz vertraut und wickelt den größten Teil seiner beruflichen wie privaten Korrespondenz inzwischen über E-Mail ab, da diese Form für ihn eine Möglichkeit ist, "die Kommunikation mit geringem Aufwand und ohne großes emotionales Investment aufrecht zu erhalten". Er ist einer der wenigen in der von uns untersuchten Gruppe, der selbst Kondolenzschreiben und Todesanzeigen per E-Mail verschicken würde, daran findet er "nichts Profanes".⁷ An Chats und Newsgroups hat er sich noch nie beteiligt:

"Ich finde, das ist eine Art des gestörten Kommunikationsaustausches. Also wenn ich mit jemand reden will, dann gehe ich in die Cafeteria und trinke einen Kaffee. Und wenn ich ein normales soziales Umfeld habe, dann habe ich ständig Leute um mich herum, die bereit sind mit mir ein Gespräch zu führen und bin nicht vereinsamt und muss mich in irgend so einen Newsgroup da anschließen."

Helmut H. hat keinerlei Vorbehalte gegen die Nutzung neuer Technologien, seine Abneigung gegen Chat und Newsgroups hingegen ist Ausdruck von sozialer und kultureller Distinktion. Indem er den NutzerInnen dieser Dienste Einsamkeit unterstellt, unterstreicht er zugleich durch seine Nichtnutzung die eigene soziale Kompetenz.

Chat als Überschreitung des Hausfrauenalltages

Corinna K. bezeichnet sich selbst als "bestimmt nicht kontaktscheu", dennoch formuliert sie eine Sehnsucht nach einem breiteren sozialen Aktionsradius: "Manche Themen, die würde ich echt gerne loswerden und kann sie aber niemandem sagen, oder kaum jemandem. Ich meine, mein Freundeskreis ist gerade auch nicht so groß." Dieses Bedürfnis nach weiteren KommunikationspartnerInnen kann sie im Chat befriedigen. Corinna K. selbst würde sich sicherlich nicht als einsam bezeichnen, sie betont jedoch immer wieder, dass sie wegen ihres Sohnes sehr viel Zeit zu Hause verbringt und ihre früheren außerhäuslichen Interessen nicht mehr verfolgt.

Helge Pross hat festgestellt, dass sich die Außenkontakte nichterwerbstätiger Frauen vornehmlich auf die erweiterte Familie beschränken (vergl. Pross 1975), was bei Corinna K. zumindest auf ihre Telefonpartnerinnen zutrifft. Der Beruf der Hausfrau ist, wie jede andere Heimarbeit (z.B. bei Selbständigen oder in der Telearbeit) potentiell einsamkeitserzeugend, da ihr Arbeitsplatz räumlich und sozial isoliert ist. Vor der Geburt ihres Kindes ist die Rechtsanwaltsgehilfin öfters ausgegangen. Sie hat damals aber auch mehr geschattet als heute. Sie spricht sogar davon, während der Babyphase den Computer "vernachlässigt" zu haben, was

⁷ Derzeit gelten Todesanzeigen per E-Mail in dem von uns gewählten Interviewsample als Rahmenverletzung: "Aus Traueranlässen würde ich mit tödlicher Sicherheit keine E-Mail schicken und ich würde es auch für mich ziemlich deplaziert finden, wenn ich eine E-Mail zu einem traurigen Anlaß bekäme" (Interview Kurt F., Betriebsrat). "Das [Todesfall per E-Mail mitteilen] würde ich ganz übertrieben als Feigheit vor dem Feinde bezeichnen" (Interview Valentin F., Unternehmer).

sich dann aber "wieder gelegt" habe. Auch heute noch hält sie den 2-jährigen Sohn für zu klein, um ihn einer Babysitterin zu überlassen, und mit Hilfe der Chatbekanntschaften richtet sie sich in ihrem Zuhause ein. Sie legt großen Wert darauf, dass ihre Freizeitbeschäftigungen auf keinen Fall durch ihre Computeraktivitäten eingeschränkt werden. Corinna K. hält sich in dem relativ geschlossenen Raum der häuslichen Sphäre auf, den sie durch das Internet erweitert. Dieses Bedürfnis nach Erweiterung lässt jedoch nicht auf eine vorausgegangene Einsamkeit schließen, sondern vielmehr darauf, dass sie die Möglichkeiten des Chats nutzt, um ihre Entscheidung, zu Hause zu bleiben, angenehm zu gestalten. Corinna lebt in der Kinderphase eine typisch weibliche Rolle. Nicht aus dem Haus zu kommen, macht sie zwar manchmal unzufrieden, diese Unzufriedenheit kann jedoch via Chat aufgefangen werden.

Ulrike Prokop (1976) deutet die Sehnsucht nach Kommunikation jenseits der unmittelbaren sozialen Kontrolle als Protest gegen die Familienzentriertheit des Hausfrauendaseins.⁸ Der Protest wird jedoch nicht mit einer Flucht in den Cyberspace kompensiert, sondern die Netzkommunikation ermöglicht in meinen Augen eine Vielfalt an Gesprächsmöglichkeiten und Erfahrungen, die genutzt werden können oder auch nicht. Es bietet sich z.B. die Gelegenheit, sich über die eigene Lebenssituation mit anderen auszutauschen, sowie die Chance, Themen weit ab von Haushalt und Kindern zu wählen.

Die Netznutzung fordert von Clara H. und Corinna K. darüber hinaus eine Auseinandersetzung mit der Kategorie Geschlecht schon alleine dadurch, dass sie sich als Frauen in einer männlich zugeschriebenen Domäne bewegen. Zudem bietet die Anonymität des Netzes einfache Möglichkeiten, mit Geschlecht zu spielen, was dazu führen kann, dass Geschlechterzuschreibungen offensichtlich werden, d.h. als Konstruktion erkennbar sind. So hat sich z.B. Corinna K. zeitweise zum Chatten einen männlichen Namen gegeben, weil sie es "satt" hatte, permanent "angebaggert" zu werden.

Der Alltag bestimmt die Nutzung

Neben der weitaus größeren Gruppe derer, die keine neuen Kontakte suchen, sondern das neue Medium in ihren "alten" Alltag einbauen, sowie ihr "altes" Umfeld in die Netznutzung integrieren, gibt es in unserem Sample eine kleinere Gruppe, die, (ebenfalls) ausgehend von ihrem Alltag, das Bedürfnis hat, zusätzliche Kommunikationsräume zu eröffnen (vergl. Löffler 2000). Diese NetznutzerInnen schaffen sich neben ihrem bisherigen sozialen Umfeld (das bestehen bleibt) eine weitere Chance, Kontakte aufzubauen. Sie schliessen in Chaträumen Bekanntschaften, die dann als E-Mail-Brieffreundschaften oder als Chat-Cliquen weitergeführt werden. Für beide Gruppen ist ihr bisheriger Alltag bestimmend, und die NutzerInnen bauen die Möglichkeiten, die durch Netzkommunikation geboten werden, nur soweit in ihr Leben ein, als sie es ausgehend von ihren realen Bedingungen selbst für sinnvoll halten.

Auch in der Hinwendung zu den kommunikativen Möglichkeiten des Internet zeigt sich, dass alltägliche Bedürfnisse den individuellen Gebrauch des Netzes zentral bestimmen. Nicht global verteilte Informationen, sondern die Kommunikation im eigenen sozialen Umfeld (zunächst vor allem mit denjenigen, die weit entfernt wohnen, nach erfolgter Vernetzung auch im

⁸ Vergl. Prokop 1976, deren Äußerungen sich jedoch nicht auf Neue Medien, sondern auf den Wunsch nach Berufstätigkeit beziehen.

geographisch lokalen Kontext) hat sich für unsere InterviewpartnerInnen als sinnvolle Nutzung des Netzes etabliert, sie integrieren das Internet in ihren Alltag. In den differierenden Nutzungsweisen jenseits der Inhalte der Information und Kommunikation lassen sich keine Unterschiede nach Geschlecht, Alter oder beruflicher Position feststellen. Alle Interviewten orientieren ihre Nutzung von E-Mail und Internet an ihrem Alltag. Selbstverständlich ist die Lebenswelt bestimmt von den Kategorien Geschlecht, Alter, Bildung und der sozialen Positionierung, z.B. wird der Alltag einer Hausfrau/eines Hausmannes in der von uns untersuchten Gruppe nur von Frauen gelebt. In besonderem Maße ist die Alltagswelt bestimmend für die Frage, ob jemand im Netz neue Kontakte knüpft oder nicht. Wer eine feste Arbeitsstelle, Kinder und Familie und einen stabilen Freundeskreis hat, der hat kein Interesse daran, sich über das Netz neue Freizeitbereiche zu erschließen. Der ‚lange Arm des Real Life‘ (Schönberger 2000a) wirkt auch im Netz weiter.

Einsamkeit entsteht nicht durch Medien

Nicht nur die beiden portraitierten Frauen, sondern die meisten unserer InterviewpartnerInnen sind in soziale Praxen eingebunden, haben eine mehr oder weniger aktive Freizeitgestaltung und fallen nicht als besonders einsam oder kontaktarm auf. Internet und vor allem E-Mail empfinden sie als zusätzliche Möglichkeit der Kommunikation, die sie als „Extra“, „Zusatz“ oder „Bonbon“ beschreiben. Ihre Nutzung basiert nicht auf Langeweile, sondern entsteht aus zusätzlichen Kommunikationsbedürfnissen und führt nicht in die Einsamkeit, sondern ermöglicht zusätzliche soziale Beziehungen.

Das verwundert auch nicht weiter. Denn Einsamkeit wird nicht durch Mediennutzung, sondern z.B. durch eine intolerante Umgebung oder eine unbefriedigende soziale Situation verursacht. Einsamkeit kann entstehen durch ein Gebunden-sein an räumlich oder sozial abgelegene Orte, ob es sich nun um das Haus hinter dem Dorf, oder den Auslandsaufenthalt handelt. Netznutzung schafft keine Einsamkeit, sie kann jedoch in vielen Fällen des Abgeschieden-seins ein Mittel werden um die passenden sozialen Beziehungen zu finden.

Alleinsein, das dadurch zustande kommt, dass beruflich eine höhere Mobilität und Flexibilität verlangt wird, kann gerade mit Hilfe der Neuen Medien gelindert werden, da vielfältigere Möglichkeiten bestehen, Kontakte auch über weite Entfernungen aufrecht zu erhalten. E-Mail vereinfacht z.B. die schriftliche Kommunikation ins Ausland. Wartezeiten auf dem Flughafen werden von HandybesitzerInnen dazu genutzt, um die Lieben zuhause anzurufen und im Familienleben jederzeit auf dem Laufenden zu bleiben. Die medienkulturellen Artefakte bringen gesellschaftliche Veränderungen wie die Flexibilisierung der Arbeit nicht hervor, sondern ermöglichen sie erst.⁹ Medien werden jedoch in diese Veränderungen eingebunden und avancieren darüber zur kulturkritischen Metapher sowie zum Symbol des gesellschaftlichen Wan-

⁹ Die Veränderung der kapitalistischen Produktionsweise im Übergang vom Fordismus zum Postfordismus beruht auf einschneidenden Veränderungen der ökonomischen Verwertungsbedingungen (Revelli 1999), die an erster Stelle als Grund sozialer Isolierung zu nennen wären, lange bevor daran zu denken ist, die Unterstützung oder Einpassung der aus den Strukturveränderungen resultierenden neuen Form von Vergesellschaftung durch medienkulturelle Artefakte zu betonen.

dels.¹⁰ Wohl auch deshalb ist nahezu jede zweite InternetnutzerIn der Meinung, dass "Onliner" seltener persönliche Kontakte haben, und 45 Prozent der NichtnutzerInnen befürchten, dass Online-Nutzung dazu führt, soziale Kontakte zu vernachlässigen (vergl. von Eimeren/Gerhard 2000 und Grjczyk/Mende 2000). In der gesellschaftlichen Bewertung der Veränderungen durch Neue Medien sind viele NutzerInnen (auch entgegen ihrer persönlichen Erfahrungen) offenbar skeptisch. Für sich selbst schließen sie die Vereinsamungsgefahr jedoch aus. Hier sehen unsere InterviewpartnerInnen vor allem eine Möglichkeit Informationssuche und schriftliche Kommunikation zu vereinfachen, eine Mediennutzung die jedoch an ihrem Leben und Sozialverhalten nicht viel ändert. So z. B. der 55jährige Betriebsrat Kurt F.: "Das ist eine schöne Geschichte, aber ich bin ganz sicher, mein Leben würde sich ohne die E-Mail-Adresse genauso entwickeln wie mit".

Die Differenz zwischen der Einschätzung allgemeiner Medienwirkungen und den eigenen persönlichen Erfahrungen ist erklärungsbedürftig.¹¹ Auffällig ist, dass einige der Befragten sich selbst als eine Art Ausnahme darstellen, nach dem Motto: Bei mir haben die Neuen Medien keine negativen Auswirkungen, bei den Leuten, die ich kenne auch nicht, aber bei den anderen ist die Gefahr groß, dass sie süchtig oder einsam werden.

Der Widerspruch zwischen der Beurteilung der eigenen Mediennutzung und der Mediennutzung anderer weist darauf hin, dass mit der Einsamkeitsthese vor allem der Angst vor der gegenwärtig stattfindenden gesellschaftlichen Veränderung Ausdruck verliehen wird.¹² Als Ursache dieser Veränderung wird jedoch fälschlicherweise die Technik selbst verantwortlich gemacht. Die Hartnäckigkeit, mit welcher der Einsamkeitsmythos und andere technikdeterministische Diskurse sowohl in Alltagstheorien als auch in Medienberichterstattung und Wissenschaft immer wieder auftauchen, verweist darauf, dass in diesem Diskurs andere, nämlich gesellschaftspolitische, Auseinandersetzungen aufscheinen (Schönberger 2000b).

Fazit

Neue technische Entwicklungen, wie das Telefon oder das Internet, sind nicht Auslöser für gesellschaftliche Veränderungen. Die Veränderungen und zusätzlichen Möglichkeiten für soziale Kommunikation, die sich durch die Entwicklung neuer Medien ergeben sind nicht vorgeplant, sondern müssen als Spielräume gesehen werden, die von Menschen in ihrem alltäglichen Handeln definiert und ausgefüllt werden. Diese Mediennutzung vollzieht sich im Rahmen eines vorgefundenen gesellschaftlichen Kontextes, in dem z.B. auch das Geschlecht

¹⁰ So wird z.B. das Handy als Symbol für allzeitige Verfügbarkeit oft für Magengeschwüre verantwortlich gemacht. Krankmachend ist jedoch nicht die Techniknutzung (hier das Handy), sondern die Arbeitsbedingungen, die ständige Erreichbarkeit fordern.

¹¹ Gleiches gilt für die Bewertung der E-Mail-Kommunikation. Die immer wieder neu reproduzierte Unterscheidung in "echte", "reale" Kommunikation einerseits und "unechte", "virtuelle" Kommunikation andererseits führt dazu, dass E-Mails von unseren InterviewpartnerInnen oft als "kalt" oder "unpersönlich" bezeichnet werden, obwohl sie sich gleichzeitig herzlich über per E-Mail versendete persönliche Botschaften freuen und selbst Liebesbriefe auf diesem Weg versenden.

¹² Schmutzer (1997: 232) spricht in diesem Zusammenhang von "ideologischen Brücken", die den Umstand bezeichnen, "daß sich die Wahrnehmung der Merkmale und die Einschätzung der Folgen wechselseitig beeinflussen und dadurch Zusammenhänge entstehen lassen".

der NutzerIn eine wichtige Rolle spielt. Der Diskurs um die, angeblich durch Neue Medien entstehende, ‚neue‘ Einsamkeit, lässt sich als eine Art Scheingefecht beschreiben, in dem Symbole statt Ursachen bekämpft werden.

Die Symbole Computer und Internet stehen dabei für jene Angst vor einer technokratisch globalisierten Gesellschaft, die die TechnikkritikerInnen in der Technik zu bekämpfen glauben.

Literatur:

Beck, Stefan, 2000, *media.practices@culture*. Perspektiven einer Kulturanthropologie der Mediennutzung. S. 9-17, in: Beck, Stefan (Hg.): *Technogene Nähe. Ethnographische Studien zur Mediennutzung im Alltag*. Münster.

Böttger, Barbara; Orland, Barbara, 1990, Die private Seite der Informationsgesellschaft - Moderne Konzepte der Haushaltstechnik. S. 175-185, in: Arbeitsgemeinschaft Hauswirtschaft: *Haushalts(t)räume. Ein Jahrhundert Technisierung und Rationalisierung im Haushalt*. Königstein.

Bourdieu, Pierre, 1997, Verstehen. S. 779-822, in: Bourdieu, Pierre u.a.: *Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft*. Konstanz.

Braun, Ingo, 1993, Technikspiralen. Zur Entwicklungsdynamik von Technik im Alltag. S. 77-96, in: Meyer, S./Schulze, E. (Hg.): *Technisiertes Familienleben*. Berlin.

Buchner-Fuhs, Jutta, 1998, Technik und Geschlecht. S. 51-80, in: Hengartner, Thomas/Rolshoven, Johanna (Hg.): *Technik - Kultur. Formen der Veralltäglicung von Technik - Technisches als Alltag*. Zürich.

Döring, Nicola: Einsam am Computer? Sozialpsychologische Aspekte der Usenet Community. 1994 URL: <http://www.uni-koeln.de/themen/cmc/text/doering.94.txt> [01.10.00].

Döring, Nicola, 1999, Sozialpsychologie des Internet. Die Bedeutung des Internet für Kommunikationsprozesse, Identitäten, soziale Beziehungen und Gruppen. Göttingen u.a.

Dorer, Johanna, 1997, "Gendered Net. Ein Forschungsüberblick über den geschlechtsspezifischen Umgang mit neuen Kommunikationstechnologien". *Rundfunk und Fernsehen* 45: 19-29.

Eckert, Roland; Winter, Rainer, 1987, Kommunikationstechnologien und ihre Auswirkungen auf die persönlichen Beziehungen. S. 245-266, in: Lotz, Burkart (Hg.): *Technik und sozialer Wandel. Verhandlungen des 23. Deutschen Soziologentages*. Frankfurt/New York.

Eimeren, Birgit von; Gerhard, Heinz, 2000, ARD/ZDF-Online-Studie 2000: Gebrauchswert entscheidet über die Internetnutzung. *Media Perspektiven* 8: 383-349.

Frissen, Valerie, 1992, Trapped in electronic cages? Gender and the new information technologies in the public and private domain: an overview of research. *Media Culture and Society* 14: 31-49.

Grjczyk, Andreas; Mende, Annette, 2000, Nichtnutzer von Online: Zugangsbarrieren bleiben bestehen. In *Media Perspektiven* 8: 350-358.

Herring, Susanne, 1997, Geschlechtsspezifische Unterschiede in computergestützter Kommunikation. Von vertrauten Problemen an neuen Grenzen. Feministische Studien. Multimedia 15: 65-76.

Höflich, Joachim R., 1998, Computerrahmen und die undifferenzierte Wirkungsfrage - oder warum erst einmal geklärt werden muss, was die Menschen mit dem Computer machen. S. 47-64, in: RÖSSLER, P. (Hg.): Online-Kommunikation. Beiträge zu Nutzung und Wirkung. Opladen/Wiesbaden.

Hörning, Karl H., 1990, Das Telefon im Alltag und der Alltag der Technik: Das soziale Verhältnis des Telefons zu anderen Alltagstechniken. S. 255-262, in: Forschungsgruppe Telekommunikation (Hg.): Telefon und Gesellschaft (2). Berlin.

Klaus, Elizabeth, 1997, Revolutioniert Multimedia die Geschlechterbeziehungen? In: Feministische Studien. Multimedia 15: 7-20.

Kubicek, Herbert ; Schmid, Ulrich, 1996, Alltagsorientierte Informationssysteme als Medieninnovation. Konzeptionelle Überlegungen zur Erklärung der Schwierigkeiten, "Neue Medien" und "Multimedia" zu etablieren. Verbund sozialwissenschaftliche Technikforschung. Mitteilungen 17: 6-44.

Löffler, Andrea, 2000, Kontaktbörse Internet? Eine empirische Studie zur Entwicklung sozialer Beziehungen via Internet. Magisterarbeit am Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft der Universität Tübingen, Tübingen.

Kneip, Ansbart: Wer nicht drin ist, ist draußen. SPIEGELreporter (8/8) 2000: 18-28.

Mettler-Meibom, Barbara, 1990, Wie kommt es zur Zerstörung zwischenmenschlicher Kommunikation? Überlegungen über längerfristige Tendenzen und die Anwendung von Computern. S. 65-90, in: RAMMERT, Werner (Hg.): Computerwelten - Alltagswelten. Wie verändert der Computer die soziale Wirklichkeit? Opladen.

Prokop, Ulrike, 1976, Weiblicher Lebenszusammenhang. Von der Beschränktheit der Strategien und der Unangemessenheit der Wünsche. Frankfurt/M.

Prommer, Elisabeth, 1998, Internet-Nutzung von Frauen - mehr als nur eine Marginalie? Forschungsübersicht zur geschlechtsspezifischen Nutzung der computervermittelten öffentlichen Kommunikation. S. 67-85, in: Prommer, Elisabeth/Vowe, Gerhard (Hg.): Computervermittelte Kommunikation. Öffentlichkeit im Wandel. Konstanz.

Pross, Helge, 1975, Die Wirklichkeit der Hausfrau. Die erste repräsentative Untersuchung über nichterwerbstätige Frauen. Wie leben sie? Wie sehen sie sich selbst? Wie denken sie? Reinbek.

Revelli, Marco, 1999, Die gesellschaftliche Linke. Jenseits der Zivilisation der Arbeit. Münster.

Schmutzer, Rupert, 1997, Vorstellungen über die Merkmale und die Folgen von neuen Medien. S. 216-234, in: Gräf, L./Krajewski, M. (Hg.): Soziologie des Internet. Handeln im elektronischen Web-Werk. Frankfurt/New York.

Schönberger, Klaus, 1998, The Making of the Internet. Befunde zur "Wirkung" und Bedeutung medialer Internet-Diskurse. S. 65-84, in: Rössler, P. (Hg.): Online-Kommunikation. Beiträge zu Nutzung und Wirkung. Opladen/Wiesbaden.

Schönberger, Klaus, 1999a, Internet zwischen Spielwiese und Familienpost. Doing Gender in der Netznutzung. S. 249-267, in: Von Hebeker, E. u.a. (Hg.): Neue Medienumwelten. Zwischen Regulationsprozessen und alltäglicher Aneignung. Frankfurt/New York.

Schönberger, Klaus, 1999b, Neue Online-KommunikationspartnerInnen? Qualitative und quantitative Annäherungen. In: Reips, U.-D. u.a. (Hg.): Current Internet science – trends, techniques, results. Aktuelle Online-Forschung – Trends, Techniken, Ergebnisse. URL: http://www.gor.de/tband99/pdfs/q_z/schoenberger.pdf [1.6.01].

Schönberger, Klaus, 2000a, Internet und Netzkommunikation im sozialen Nahbereich. Anmerkungen zum langen Arm des 'real life'. In: forum medienethik, 2. Netzwelten, Menschenwelten, Lebenswelten. Kommunikationskultur im Zeichen von Multimedia, S. 33-42.

Schönberger, Klaus, 2000b, Der Mensch als Maschine. Flexibilisierung der Subjekte und Härtnäckigkeit des Technikdeterminismus. Das Argument 43: 812-823.

Sülzle, Almut, 2000, E-Mail@Alltag. Die kulturelle Aneignung eines neuen Kommunikationsmittels im Vergleich mit Brief und Telefon. Magisterarbeit am Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft der Universität Tübingen, Tübingen.

Kontakt zur Autorin:

Almut Sülzle sue@fh-furtwangen.de